

Goethe und Sulpiz Boisserée

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MAX RYCHNER

GOETHE UND SULPIZ BOISSERÉE

Für Carl J. Burckhardt

Nach Weimar fuhr im Mai 1811 ein junger Mann aus Köln mit der Absicht, Goethe für eine Sache zu gewinnen, die ihm und einem Kreis fast Gleichaltriger am Herzen lag. Ein Mittler war bereits ins Spiel getreten: Graf Reinhard, der vom schwäbischen Pastorensohn sich zum Pair de France entwickeln sollte und der als französischer Gesandter in Deutschland lebte, mit Goethe befreundet und befreundet auch den Brüdern Sulpiz und Melchior Boisserée, er hatte den achtundzwanzigjährigen Sulpiz brieflich empfohlen, nicht ohne eine gewisse Vorsicht im Ton, aber dennoch überzeugt.

Goethe hatte die Sechzig schon überschritten; es kamen die Jahre, in denen er zuweilen unendlich schmerzliche Einsichten in das Menschenleben aussprach im Gedenken an die Verluste, die er erlitten, im Gewahren der Einsamkeit, deren Gefühl ihn oft inmitten des Bleibenden, Festen, Getreuen übermannte. Vor sieben Jahren hatte er kurz nacheinander Herder und Schiller verloren, den großen Anreger seiner Jugend und den seiner reifen Jahre, beide für ihn nicht immer bequem zu ertragen, beide hochbewegt und mit Erwartungen, Plänen, Forderungen dem schöpferischen Teil in ihm zusetzend. Der Herzog, Hofrat Meyer, Knebel und der übrige weimarische Kreis: sie verkörperten mit «das Beständige der irdischen Tage», von dem Goethe so beschwörend zu sprechen weiß, weil er dessen Gefährdungen bis auf den Grund kannte, aber das reichte nicht bis in alle seine Sphären. In einem Brief an Alexander von Humboldt klagte er darüber, in welcher Zerstreung

die Deutschen lebten, die zusammengehörten und einander fördern könnten, und doch vermied er es, die Städte aufzusuchen: er kannte nur Rom und behauptete, unter Hadrian schon einmal als Römer gelebt zu haben. Nun lebte er wieder inmitten der fünftausend Einwohner Weimars.

Unter den vielen Besuchern, die kamen, war Sulpiz Boisserée kein erwarteter, somit traf er zunächst nur auf eine ziemlich allgemeine Aufmerksamkeit, die sich noch so oder so entscheiden konnte. Der junge Kölner stammte aus einem reichen Handelshaus, hatte sich jedoch früh schon der bildenden Kunst zugewandt, bewegt durch künstlerische Neigung und durch seine Liebe zu altdeutschen Bauten und Bildern, durch eine Liebe, die aus dem Schmerz über das Schicksal der Heimat unter der französischen Besetzung und dann Napoleon genährt und gesteigert wurde. In der Franzosenzeit erging es seiner Vaterstadt schlimm: eine Reihe der Kirchen und Klöster wurden niedergelegt — wer die verschonten noch kannte, weiß, was das heißt —, die Revolutionsideen walteten nach ihrer Weise im Erzbistum, und der wilde Hauch der neuen Zeit fegte auch vieles von der Pietät weg, die das einst in einem wahren Schöpfungstaumel erschaffene hillige Köln wenigstens noch bewahrt hatte. Verarmung und Verlotterung waren die Folge — freilich nicht zum erstenmal seit dem glanzreichen Mittelalter erlitten —, die alten Kunstschatze ließ man zugrunde gehen oder verhökerte sie; denn der träge Sinn für Ueberlieferung war geistlos geworden und verrottet. Herrliche romanische Kirchen als Pferdeställe oder Getreidemagazine für die Truppen: daran hatte man sich gewöhnen müssen.

In drei jungen Männern, den Brüdern Boisserée und ihrem Freunde Bertram, zündete der von den Romantikern ausgesandte Funkenregen; ihre Liebe zum Mittelalter, zur altdeutschen Kunst und was sie alles darunter verstanden, zum Geist der Gotik, flammte auf und wurde hell. Die drei hatten sich Friedrich Schlegel angeschlossen, hatten in Gemeinschaft mit ihm längere Zeit in Paris gelebt und ihn danach zur Uebersiedlung nach Köln verlockt, wo Schlegel dann, erfaßt vom Geist des Ortes, zur römischen Kirche übertrat. Sie fingen an Gemälde zu sammeln, was sie bei Trödlern, in den Rumpelkammern von Bürgern auftrieben, die nicht mehr wußten, was sie besaßen, Bilder der rheinischen Schulen, der Flamen und Niederländer, nach Art und Wert noch unerkant. Der Grundstock einer Sammlung wuchs zunächst unscheinbar, die Sammler jedoch gaben ihrem Eifer Folge: ihre Galerie wurde berühmt, von Kaisern und Königen besucht, von Köln, Berlin, Stuttgart, München umworben: ein wunderschönes Stück alter Zeit deut-

scher Prägung war wieder sichtbar geworden, war, dem Untergang entrissen, wieder in die Gegenwart getreten, strahlend, ausstrahlend. Sie war damals ein hoher Ort der Selbstbegegnung und Selbsterkenntnis des deutschen Geistes, wie Arnims *Wunderhorn*, Grimms *Märchen*, Lachmanns Ausgabe der *Nibelungen*. Die Boissérées überließen sie schließlich dem König von Bayern; sie bildet den Kern der Neuen Pinakothek.

Goethe für Plan und Absicht dieser Sammlung zu gewinnen, war das Anliegen, das Sulpiz nach Weimar trieb. Noch eine große Sache hielt ihn in Atem, um derentwillen er schon im Vorjahr, 1810, an Goethe «einen sehr hübschen, verständigen Brief» geschrieben hatte, wie dieser Reinhard mitteilte. Der Kölner hatte eine besondere Leidenschaft zum Dom gefaßt, zu dem Fragment, das wir fast über ein halbes Jahrtausend auf Gemälden, Stadtveduten, Zeichnungen finden: Chor, ein Stück Mittelschiff, Stumpf des Südturmes mit dem schrägen Balken des Hebekrans darauf. Er ließ ihn zeichnen, trieb Kopien des Originalrisses auf und ließ den Entwurf des ganzen Baus «treu und zuverlässig» herstellen, denn sein Traum war die Vollendung dieser Rheinkathedrale, die mit denen in Mainz, Freiburg, Basel eine den Strom, seine Landschaft, zugleich Ursprung und Licht unserer Zeiten hochverklärende Gemeinschaft bildet. Goethe, der in aufschäumender Jugend Erwin von Steinbach und das Straßburger Münster gefeiert hatte, er mußte verstehen, um was es ging, seine Stimme sollte den jahrhundertlang entschlafenen Willen zu dem christlich-patriotischen Unternehmen wecken. Boissérée, weltoffen, geistig vielberührbar, aber ein Katholik unangreifbaren Glaubens, hatte sich den protestantischen Frankfurter, der sich auch «der alte Heide» nannte, dazu ausersehen, die große katholische Kunstüberlieferung des deutschen Westens wieder sichtbar und bewußt zu machen.

Nicht allein den Protestanten und Heiden galt es zu gewinnen, sondern, und das war das Schwierige, den Griechen Goethe, den Klassiker, der nun daran ging, die Zeugnisse seiner italienischen Reise zu einem Werk zu ordnen. Palladio war ihm nun näher als die Baumeister von Straßburg und Köln, Rafael näher als Jan van Eyck oder Hans Memling. Und er stand, kaum zu erschüttern, auf seiner Kunsttheorie, die, mochte er sich über die Aldobrandinische Hochzeit oder Myrons Kuh verlauten lassen, geladen war mit erzieherischer Energie und Absicht zum Wohle seiner Deutschen. «Jeder sei auf seine Weise ein Grieche, aber er sei's!»

Der erste Besuch Boissérées am Frauenplan verlief nicht sonderlich glanzvoll. «Ich komme eben von Goethe her, der mich recht steif und kalt empfing.» Der Besucher war zu erfüllt, um sich zurück-

halten zu können; er sprach vom Kölner Dom, von altdeutscher Kunst, und er beschreibt die Wirkung: «Er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte.» Die Gunst der Stunde blieb aus. Zum Abschied reichte Goethe dem beredten Sendboten zwei Finger.

Es gibt viele Berichte über kühle Empfänge im Hause des Ueberlaufenen, der ja Menschen und Dingen ein nicht begrenztes Interesse entgegenbrachte und sich stundenlang etwa für die Einrichtung der Feuerwehr in Konstantinopel erwärmen konnte, wenn ein Reisender aus der Türkei erschien und Genaueres zu erzählen verstand. Aber es gab doch Augenblicke der Notwehr, wo er sich fragen mochte, ob denn jeder, wann immer es ihm gerade beliebe, seine Anteilnahme beanspruchen dürfe und Zeit und Kraft und Gedanken. Seine Gastfreundschaft war ja groß und berühmt; denn er vermochte es, durch die zahlreich herbeiströmenden Besucher sich eine Stadt zu ersetzen, deren weiteren idealen Kreis die Teilhaber seines Briefwechsels bildeten. Besonders peinlich war es ihm, wenn junge Leute mit neuen Kunsttheorien aufkreuzten und dringlich wurden, um ihn zu überzeugen. Boissérée schien so einer zu sein.

Dieser verkroch sich nach der ersten mißglückten Unterhaltung im Hotel, im «Elefanten», um den Stand der Dinge sogleich dem Bruder Melchior brieflich mitzuteilen. Seine Zuversicht, sein heiteres Bewußtsein hatten nicht die mindeste Trübung erfahren. Zwei Finger hatte er erhalten — «aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen». Er hatte jene wunderbare Gewißheit, von der aus das Geschehen des Augenblicks als uneigentlich und unwesentlich erscheint, als eine nicht ernst zu nehmende Spiegelfechterei des Schicksals, das uns erproben oder foppen will, indem es uns seine eigentliche Absicht kurz vor der Offenbarung noch einmal verhüllt. Bloße Selbstgewißheit hätte nicht ausgereicht, und sie hätte ihn gegenüber dem mächtigen Partner nicht gut geleitet; auch das Bewußtsein, eine bedeutende Sache zu vertreten, als hoher Sendling Teilnahme fordern zu dürfen, hätte ihn nicht so schwebend zu tragen vermocht. Er gehörte nicht zu den Begeisterten, denen die Kraft der Ueberzeugung von sich oder ihrer Sache die feineren Nervenenden lähmt, welche die Berührung mit der Umwelt vermitteln. Sein Leben bezeugt ihn als geschickt im Erfassen und Behandeln der Menschen aller Stände und Schichten, als beweglich im Verhandeln, liebenswürdig in jeder Gesellschaft und ausgezeichnet mit Sinn für Humor. Ausgezeichnet auch mit jenem höheren Sinn, der ihm anzeigte, daß der Fehlschlag der ersten Unterredung im Grunde nichts bedeute.

Am nächsten Vormittage war er wieder bei Goethe. Er zeigte ihm Zeichnungen von Peter Cornelius zum *Faust*, er breitete Zeichnungen von Philipp Otto Runge vor den Augen aus, welche diese ganze neue Richtung der Romantik nicht sehen mochten. Es erfolgte denn auch ein Ausbruch; Runge war der Anlaß: «Für uns Alte ist es zum Tollwerden, wenn wir da so um uns herum die Welt müssen vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen, daß, weiß Gott wann, ein Neues daraus erstehe...» Die brenzligen Punkte wurden also nicht vermieden, von den zeitgenössischen Widerspiegelungen und Fortbildungen der altdeutschen Kunst lief das Gespräch wieder, wie am Vortage, auf diese selber hin. Aber wie? Der Gegenstand der Unterhaltung war derselbe, der tags zuvor ein Eisklima zwischen den beiden Partnern hergestellt hatte. Nach dem zweiten Besuch schrieb Boisserée in sein Tagebuch: «Ich hatte das erhebende Gefühl des Sieges einer großen schönen Sache über die Vorurteile eines der geistreichsten Menschen...» War es so eindeutig, daß die Sache allein gesiegt hatte? Ach, wie sehr sind die Sachen auf uns Menschen angewiesen! In den schnellfließenden Minuten, wo Rede und Antwort sich so glücklich gaben, ist in Goethe noch etwas anderes geschehen als die Preisgabe von «Vorurteilen». Der Augenblick des Abschieds sagt mehr und Tieferes. Goethe kamen die Tränen und er umarmte auf der Schwelle den Gast, den Freund. Er bat ihn, wiederzukommen — er wollte ihn sich verbunden wissen, und er blieb es dem Jüngeren bis zum Tode.

Wir wissen von jener Stunde wenig, nur das, was Sulpiz Boisserée aufgezeichnet hat, bewegt, freudig, hingenommen von seinem Enthusiasmus. Eine Verzauberung hatte stattgefunden, deren Ausmaß und Folge er nicht abzusehen vermochte, da Genie und Alter als lebendige Gegenwart für ihn noch fremde Größen waren. Einbezogen in eine ungemaine Konstellation, so fand er sich; der innerste und beste Wille seiner Natur hatte danach verlangt und hatte es erreicht. Selten wissen die sich begegnen, was alles in ihnen aufs Spiel gesetzt wird und was alles ins Spiel tritt: Kräfte werden ins Nichtsein verwiesen, unbekannte Kräfte springen hervor aus dem Fels, wie das Wasser unter Moses' Stab. Das Auftreten eines Unbekannten bedeutet ein menschliches (und wie sehr dichterisches!) Urgeschehen, ein Grundmuster des ordnenden und verwirrenden Schicksals. Goethen hat dieses Geheimnis vielfältig bewegt, er spricht häufig davon, namentlich von der viele Entscheidungen als möglich heranbringenden «Dazwischenkunft eines Dritten». Hofmannsthal, der jeden Ausschlag der ahnungsvoll fragenden Wünschelrute Goethes spürte, hat den Rang der ersten Begegnung noch erhöht: in ihr, nicht in der Umarmung erblickte er

die eigentliche «erotische Pantomime». Auf seine ihm zugestandene Zauberweise nimmt der verklärende Dichter der Begegnungen, Jean Paul, das Geheimnis in ein noch tieferes zurück: «Einige Menschen werden verbunden geboren, ihr erstes Finden ist nur ein zweites, und sie bringen sich dann als zu lange Getrennte nicht nur eine Zukunft, sondern auch eine Vergangenheit — die letztere fordern einander die Glücklichen ungeduldig ab.»

Nun setzten die Briefe ein: sie füllen, über zwanzig Jahre hin gewechselt, einen schönen Band. Boisserée schreibt, er habe «keinen Tag ohne die Erinnerung an die Liebe zugebracht, die Sie mir in den wenigen Tagen unserer ersten Bekanntschaft bewiesen». Goethe erwidert, wie angenehm es ihm gewesen sei, «Sie zu finden, dessen allgemeine Richtung mir ganz gemäß ist und dessen besonderes Studium unter diejenigen gehört, welche ich liebe und in denen ich mich sehr gerne durch andere unterrichten mag . . . Lassen Sie uns daher immer in Verbindung bleiben.» Der alte Weise erklärte seinen Wunsch, vom Jüngeren zu lernen. 1814 wohnte er vierzehn Tage bei den Boisserées in Heidelberg und betrachtete unermüdlich die Bilder ihrer Sammlung. Er lernte die alte deutsche und niederländische Malerei erst richtig kennen — es war eine Art Bekehrung, wenn auch die Vorbehalte nicht für immer ganz zurücktraten.

Die große Bewährung des jungen Freundes aber brachte das nächste Jahr, als er im Sommer zwei Monate den Dichter nach Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg begleitete, aufgenommen in das innerste Vertrauen des Liebenden, in dem der hohe Wogengang Perle um Perle, Lieder des *Westöstlichen Divans*, an den Strand warf, oft mehrere an einem Tag. Wie in einer Feuersäule durchschritt Goethe jene Tage, da er fünf Wochen in der Gerbermühle, mit Blick auf Frankfurt, bei Willemers wohnte, hingerissen von Marianne, hinreißend für sie. Die Freundschaft für Sulpiz hatte ihn bewogen, nach vierzig Jahren zum erstenmal wieder in den heimatlichen Westen an Rhein und Main zu fahren, zu gleicher Zeit als er von Hafis ergriffen wurde: «Flüchte du in reinen Osten, Patriarchenluft zu kosten» — da geschah die Dazwischenkunft eines Dritten: der Genius der Liebe trat zu dem der Poesie und dem der Freundschaft. Höchstes Leben in allen ihn umringenden Sphären. In nächtlichen Wagenfahrten mit Boisserée hat er zu diesem manchmal in gewaltigen Abkürzungen und Fragmenten «fast ahndevoll» gesprochen von letzten Einsichten, die er dem Tag und den andern verbarg. Liebe, mit dem untergründigen Wissen um deren Hoffnungslosigkeit, Nichtwiderstehen einer Fügung und doch eines Tages entschlossen aus ihr auszubrechen: Sulpiz war ihm ständig zur Seite, und als der Trieb zur Flucht den nahezu Verzweifelnden noch

vor dem letzten Abschied von Marianne wie eine Fieberkrankheit ergriff, mit Angstanfällen und Todesahnungen, da hat er ihm geholfen und ihm die Begleitung nach Weimar angeboten. Mit dem Tiefbedrückten, innig Verehrten floh er aus Heidelberg; jedoch am Abend, in Neckar-Elz, wurde dieser im Gasthaus wieder munter, redete von Hafis und den Persern, und in der Folge schrieb er das genialisch taumelnde Lied an den Eilfer. Der Genius der Sprache selbst schien ihn all die Zeit getragen zu haben: nun hob er ihn mit einem Schwingenschlag aus der Verstrickung. Aber ihn allein.

Zum zweitenmal bewährte sich Boisserée, als er zehn Jahre später die verfahrenen Beziehungen Goethes mit seinem Verleger Cotta überlegen und wendig in Ordnung brachte, so daß die geforderte Summe für die Ausgabe letzter Hand — «für den gesamten Schatz eines operosen Lebens» — mit allen schützenden Klauseln gesichert war. Dank aus Weimar: «Sie haben sich, lassen Sie es mich geradezu sagen, so klug als tüchtig, so edel als grandios gezeigt, und ich fange nur an mich zu prüfen, ob ich meinen Dank bis an Ihre Leistungen steigern kann.» Und in einem andern Brief: «Das ewige hohe Vorbild von Neigung, Liebe, Freundschaft und Vertrauen zeigt freilich, sobald es in irdische Tätigkeit eintritt, ein herrliches verklärtes Angesicht, an dem sich selbst der müde Wanderer erquickt und verklärt.» — Und in andern Briefen noch kommen jene goetheschen Formeln, in denen Verstehen, Nahgefühl, Schmerz über die gebrochene Welt, Aufmunterung zum Ausharren und treulichen Wirken wie von einem weichen warmen Licht erhellt sich als wahre Wesen darstellen.

Am Ende sah auch er plötzlich die Möglichkeit, Boisserée für eine Sache zu gewinnen, die ihm ein Menschenleben lang am Herzen gelegen hatte. Wenige Wochen vor Goethes Tod stellte der Jüngere einige Fragen, die Farbenlehre betreffend. Er wußte wohl nicht, Welch einen Braus er entfesseln würde. Mit wendender Post kam die Antwort dahergestürzt: «Schaffen Sie sich also augenblicklich eine hohle Glaskugel an, etwa fünf Zoll oder mehr im Durchmesser . . .» und so weiter. Folgen Anleitungen zu Versuchen mit dem Reinsten, mit dem höchsten Gleichnis des Höchsten, dem Licht. Von der geliebtesten Erscheinung dieser Welt schreibt Goethe in dem letzten Brief, der zwischen den beiden lief. Er sah eine un-gemeine Erhebung des freundlichen Jüngers voraus, da sich nun dieser forschend von den Farben und ihren menschlichen Kunstordnungen zum Lichte selber wenden wollte.

Wie sehr Sulpiz Boisserée an ihm hing, wußte er und konnte er an den offenen, manchmal bis zur Innigkeit sich wagenden Briefen nachfühlen. Er hielt ihn über alle Fernen neben sich. Es war ein

ganzes Verhältnis: «In hohen Jahren werden mir alle halben Verhältnisse ganz unmöglich durchzuführen; das famose leben und leben lassen, wodurch wir unsere Tage zugrunde richten, geht nicht mehr; was nicht rein aus der Seele kommt, kann nicht ausgesprochen werden.» Ein persönliches Geständnis in eine Formel der Weltweisheit verhüllt. Noch später, dem Abschied schon nahe, schreibt er ihm die Worte, deren Bewegtheit auf immer die Welt durchzittern wird: «In der Freundschaft wenigstens wollen wir uns nicht übertreffen lassen.»